

des Bienenbaches in den Torfstich einwandern und schließlich würden dem Mooswasser Nährstoffe zugeführt.
Aus einem Moor über- und Siedungsland zu bilden, ist keine ganz einfache Arbeit. Die Tort der Zeit verlangt aber viel mehr, daß man abbaubarigen Torf zuerst gewinnt, mit Rücksicht auf den Kohlenmangel und die hohen Holzpreise. Da der Grundwasserstand ein hoher ist, fällt sich der Torfstich von selbst mit Wasser; wo das nicht der Fall ist, läßt sich leicht Oberflächengewässer zuleiten. Auf leichte Weile können so Teiche geschaffen werden, dem Wasserläufige Ausnutzung von selbst gegeben ist.
Was hier gesagt ist, kann selbstverständlich nur als Anregung angesehen werden. Es werden noch viele Versuche nötig sein, bevor wir besapnten können, daß sich die Fischzucht in unseren Mooren wirklich lohnt. Die Möglichkeiten für solche Ausbauten sind jedenfalls gegeben.

Bunte Zeitung.

Internationale Straßennamen. Der Krieg hat auf dem Gebiete der Straßennamen in Frankreich läppige und zum Teil recht seltsame Blüten getrieben. Nicht weniger als 15 Dr. hasten im Departement Seine haben Straßen nach dem verstorbenen General Gallieni getauft, 10 Städte besitzen Boulevardboulevards, 2 Orte geben Straßen den Namen von Wili Casell, 3 andere den des Präsidenten Wilson und ein größerer Ort weist eine Avenue Marschall Joffres auf. Aber die Sucht, die Straßenbenennung mit der Zeit in Einklang zu bringen, hat noch weit sonderbarere Erscheinungen gezeigt. So besitzt der Ort Bastion-Jous Bois Allen der „Vorstellung“, der „Emanzipation“, des „Freien Gedankens“. Die Stadt Romandville darf sich außer den genannten sogar noch einer Straße des „Stimmrechtes“ rühmen. Den Rekord auf dem Felde der ausgezeichneten Straßennamen erreicht aber Bobigny mit seinen Straßen des „Barifer Gassenlungen“, des „Gewissens“, der „Internationalen“, des „Glücks“ und des „Muthes“. Während Cholprie-Rot der Kommunisten Babouef und Souffe Michel in seinen Straßennamen ehrenvoll gedenkt, erwies Colombes Paul Drouole und dem Hauptmann Günther eine solche Ehre.

Der Selber Kampf um den Stein der Weisen. Nachdem überall das Verfahren des englischen Phylloxera Ernst Ruherds, Sidstoff in Helium und Wasserstoff zu zerlegen, überhaupt die Elemente durch die Einwirkung eines Geschosombardements seitens der Elektronen auf weitere Urstoffe jurückzuführen und somit in Zukunft vielleicht einmal viel in Gold zu verwandeln, größtes Aufsehen erregt hat, will jetzt ein junger französischer Chemiker, namens Chauviers-Darob, dem britischen Gelehrten die Priorität dieser weitestgehend Entdeckung streitig machen. Der französische Forscher behauptet, bereits am 6. Juni 1919 der „Chemischen Gesellschaft“ Frankreichs vier Denkschriften über die Umwandlung der Elemente nach einer Rutherford'schen analogen Methode überhand zu haben, und er hat sich jetzt an den Präsidenten der Gesellschaft und der Wite gewandt, diese Denkschriften zu veröffentlichen und damit vor der Öffentlichkeit den Beweis zu erbringen, daß seine, des Franzosen Erfindung der seines englischen Mitbewerbers zeitlich vorangeht. „Ich habe“, schreibt der französische Chemiker, „in den beiden ersten meiner Denkschriften die Theorie und die experimentellen Beweise hinsichtlich seiner möglichen Evolution in die ich dort beigegeben habe, sind von mir sämtlich in meinem Laboratorium verlässlich ausgeführt worden.“ Bei der Gelegenheit dieses Prioritätsstreites mag noch das Kuriosum erwähnt werden, daß in Frankreich aus der Zeit Karl VI. ein Gesetz besteht, das jede Verwendung von Gold, das durch magische Verfahren aus anderem Metall gewonnen wird, streng verbietet. Es wäre höchst interessant, zu erfahren, ob dieses Gesetz nun auch heute Geltung besitzt.

Seltene Krugler legt offenbar die oberste französische Militärbehörde bei der Entlassung der Reserveoffiziere an den Tag. W'enämlich „Deure“ bemerkt, müssen diese Offiziere einen Fragebogen ausfüllen, ter in seiner Gründlichkeit schon mehr an einen Stedbr'er erinnert, nur daß noch die Fingerabdrücke fehlen. Inmehrin in derselben auch uns einige der merkwürdigen Krugler, die die französische Militärbehörde in seltamer Krugler an ihre schwebenden Offiziere stellt. „Können Sie einen kinomatographischen Apparat bedienen?“ Oder: „Sind Sie Alkoholiker.“ verlangt man indiskret zu wissen. Nicht minder misbegierig ist jedoch die Militärbe-

hrde danach, ob der Offizier ein Restaurant leiten kann und wer seine fünf nächsten Verwandten sind. Räselnd bemerkt zu all diesen Fragen das oben genannte Blatt, ob es denn nicht eben so wichtig wäre zu fragen, ob die Offiziere anständig sind, auf Händen laufen oder Hosenträger verkaufen können. Auch über die Anlagen des ein'nen zur Seeurlauben könnte man gewisse interessante Auskünfte erhalten. Es ist nicht das man in Frankreich oder trotzdem ein ausschließlichen Kampf gegen den Bittrotismus führt.

Literatur.

Frankreich und Deutschland in Amerika. Von Paul Waltherr, Regattenkapitän z. D. R. Eisenhmidt, Berlin NW. 7.
Bei der großen Unkenntnis in Deutschland über amerikanische Verhältnisse ist das vorliegende Buch vorzüglich geeignet, uns die Augen zu öffnen über das Entstehen und den Charakter eines uns fremdartigen, ganz neuen Volkes. Der Verfasser behandelt in knapper und leichtverständlicher Form die Entwicklung des amerikanischen Volkes im Laufe der Geschichte und den Anteil des deutschen Elements daran; darauf die auswärtige Politik, die inneren Staatseinstellungen, die Anfröhe des Volkes; die günstigen Bestimmungen, das Deutschum in Amerika, sein Einfluß auf das amerikanische Volk, sein Verhalten vor, während und nach dem Kriege 1914 bis 1918. Die Gründe der Unterordnung der amerikanischen Regierung unter die diabolische Politik Englands seit 1811 und die Hypothese des Volkes durch englischen Einfluß, von dem es jetzt zu erwachen beginnt, werden an der Hand von Tatsachen meisterhaft dargelegt. Der Verfasser weist ferner nach, daß an eine gemeinsame Welt-herrschaft des Angelfasentums nicht zu denken ist, da eine natürliche, betonte Feindschaft zwischen Amerika und England besteht, die nur durch die damals vorhandene militärische und politische Schwäche der Vereinigten Staaten und durch den von England geschickten Haß gegen Deutschland zurückgedrängt worden ist. Das durchaus objektiv und höchst aktuelle Buch wird der Aufmerksamkeit weiterer Kreise des In- und Auslandes empfohlen.

Ernte. Jahrbücher der Halbmonatschrift „Das literarische Echo“, herausgegeben von Ernst Heilborn. Erster Band 1919. — Verlag von Egon Pfeilschlag und Co., Berlin W. — Wenn der Herausgeber des Literarischen Echo das Jahrbuch seiner Zeitschrift, das von nun an jährlich erscheinen wird, „Ernte“ nennt, so ist das ein Titel, der symbolisch an die Jungenskraft der Mutter Erde und an die reichen Schätze, die der Sämann in ihren Schoß freit, erinnert. Was an geistigen Samen im vergangenen Jahr in Deutschland ausgegangen ist und im Literarischen Echo starkisch und kritisch gewürdigt wurde, was aus dem Ausland an Beachtenswerthem zu uns herübergekommen ist, das findet in der Ernte eine seiner Bedeutung angemessene Stelle. „Ernten heißt sammeln.“ So beginnt Ernst Heilborn die Einführung zu seinem Sammelwerk, und glücklich wie alle Sammler, verlangt er in dieser Bande eine große Zahl von bleibenden literarischen Werten und vermittelt denen, die da geistig hungern, ein Jahr deutscher und Welt-Literatur: köstlichen Inhalt in geschlossener Form — goldene Früchte in silberner Schale.

Überingenieur Stretzel: „Kochbuch für Kaiserpfaffen“ erschienen in neuer Auflage zu Hamburg im Eisenwert (vorm. Nagel und Raemp) W. G.

Die Wappenkunst hat nach wie vor zahlreiche Freunde behalten. Deshalb wird es den Liebhabern des bestbekanntesten „Münchener Kalenders“ hochwillkommen sein, daß auch für das Jahr 1920 eine wunderbare Ausgabe erschienen ist. Wie die bisher herausgegebenen Jahrgänge bringt der auf haltbarem, bestem Papier gedruckte Kunstkalender auch dieses Mal ein neues, mehrfarbiges Umschlagbild, sowie in weiterer Folge auch früheren schon herausgegebenen Wappen wiederum ein zwei Seiten umfassendes Wappen der freien und Hansestadt Lübeck und als Fortsetzung der sonstigen Wappen der deutschen Dynastien und des Adels viele für alle Künstler als Nachschlagewerk besonders geeignete, weil heraldisch richtige, in Farbendruck ausgeführte Wappen. So bietet die bekannte Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg ein herrliches Wappenalbum.

Zu beziehen durch die **Goethe-Buchhandlung** Hellenz, G. W. Ulrichstr. 10. Fernruf 4025.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 17

Mittwoch, den 21. Januar

1920

Guvvor.

Roman von Elisabeth Kuplenkterna-Wenker.
21 Fortsetzung. Nr. 4. Fortsetzung.

Guvvor lächelte und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er hatte viel für sie getan, war überaus gut und geduldig gegen sie gewesen. Und sie konnte ihm nichts zum Dank dafür geben, nichts als nur ein böhigen Freundschäft.
„Lieber Georg“, sagte sie, „ich will dir nicht wehe tun, so schlecht lohne ich dir doch nicht für alles.“
„Bist du dessen ganz sicher?“
„Ja gewiß.“
„Erinnerst du dich noch an das halbe Jahr, wo du mein Privatsekretär gewesen bist?“ fragte er plötzlich.
„Ja, aber warum gräbst du das wieder aus?“
„Es ist unvorstelllich, gewiß, aber kommt es nicht vor, daß auf dem Spielplatz des Lebens eine Verlustkarte doch ab und zu noch einmal aufgeschlagen wird, und wenn ich dich damals gebeten habe, meine Frau zu werden, so geschah es, weil ich damals meine Gefühle nicht in der Gewalt hatte.“

Du weßt, daß ich dich nicht aus egoistischen Gründen nach Grandteln einlub, aber ich konnte dich nicht täglich und stündlich sehen, nicht dein armes erkranktes Herz trösten und wärmen, ohne selbst warm zu werden, zu warm sogar, und schließlich griff ich mit meinen Absichten mitten in deinem Kummer hinein. Du gabst mir ein Nein. Und du wollest ganz fort von hier. Ich bereute bitter, was ich getan hatte, denn unwillkürlich hatte ich mich denjenigen gegenüber gezeigt, die ich schätzen und schirmen wollte, und du weißt, wie innig ich dich um Verzeihung bat und dich anflehte, mit meinem Tochterchen ein paar Jahre ins Ausland zu reisen. Inzwischen würde ich dich nicht beunruhigen, du solltest ganz Ruhe haben. Nun, habe ich mein Wort gehalten?“

„Ja, Georg, tausend, tausend Dank!“
„Aber du versprachst mir damals auch etwas dafür!“
„Ja, ich weiß es.“

„Wißt du dein Versprechen wiederholen?“
Sie legte sanft ihre Hände in die feinen, und ihr Bild strahlte ihm mit feuchtem Glanz entgegen, indem sie ihm nun fest und tief in die Augen sah und sagte: „Ich habe versprochen, wenn ich, nach meiner Rückkehr hierher, nicht mehr dieselbe Sehnsucht nach Alf empfinde, nicht mehr von dem einen Wunsch, ihm und nur ihm allein alles zu sein, besetzt sei, dann wolle ich einwilligen, deine Frau zu werden, und ich würde es mit dankbarer Herzen sein, weil du mich geliebt hast, den ewigen Wert des Leidens zu erkennen.“

Eine lange Pause en stand. Schließlich sagte Anner mit einer Stimme, die er vergeblich festzumachen versuchte: „Und nun, Guvvor, nun bist du wieder daheim?“
„Ja, aber mit derselben Sehnsucht, ja mit mehr, mit Zuversicht.“

„Dann habe ich nichts mehr zu fragen“, sagte Anner leise; er hatte sich diesen Augenblick so oft ausgegahd, und mit wacher Selbstkritik verstand er, wenn er sich nicht vor sich selbst und ihr lächelnd machen wollte, so war ein mutiger Versuch das einzige, was ihm übrig blieb.

„Aber ich, Georg, ich habe viel zu sagen“, versetzte Guvvor warm. „Du kann dir nicht genug danken, für alles, alles, was du mir gegeben hast. Und sollte ich von nun an noch so einsam im Leben stehen, so weiß ich jetzt eines: das Leben ist Leben, und es muß so gelebt werden, daß man dem Tod ruhig ins Auge schauen kann. Ich habe meine Ideale wieder gewonnen, du hast sie mir aufgerichtet, indem du mein Ver-

ständnis für die Menschen und Dinge erweiterte. Das Glück selbst kann ich nur mit und durch Alf erlangen, aber Interesse für andres und ein Ziel für mein Denken und Streben, werden mir nie mehr fehlen. Georg, du hast mir loben die Hand gefügt, nun küsse ich die beinige in Danksagung und Hingabe.“

Anner erwiderte halb wehmütig, halb scherzhaft: „Das klingt ja so feierlich wie ein Abschied. Du wirst doch Anna nicht verlassen wollen und auch mich nicht?“
„Doch — ich kann ja nicht anders — jetzt!“
„Meinst du! Ach so, mein kleiner Privatsekretär läßt dich die Stelle.“

„Ach, dieser Stellung habe ich nicht viel Ehre gemacht!“
„Du hast mir Freude gemacht und bist mir nützlich gewesen. Und ich glaube, du kannst bleiben. Meine Ergebnisse wird ich wohl unformen lassen und dann nur noch väterlich sein. Dann wird sie wohl nicht absprechen?“
„Nein, aber...“

„Aah jetzt alle Wenn und Aber ruhen, mein Kind, und ich deinem eigenen Willen müßig in die Augen. Du wollest ja nicht weiter fort, als über den Fluß hinüber. Made also nicht einen weiten Umweg, sondern gehe gerade hindurch; ein fester Voratz findet immer eine Fährde.“

Sechzigstes Kapitel.

Die Prinzessin.

An dem Tag, wo Alf die Gäste von Grandteln auf Fara erwartete, war er von einer seltsamen Unruhe beherstet. Anna, Guvvor und Anner hatten seiner Mutter, gleich nachdem sie angekommen war, einen Besuch gemacht. Das ganze war so herkömmlich höflich wie möglich gewesen, und Alf hatte eine Einladung der Nachbarn nun nicht länger hinauschieben können.

„Es hätte wenigstens schönes Wetter sein können“, sagte Alf ärgerlich zu seiner Mutter, die in dem großen Wohnzimmer in Erwartung der Gäste mit ihrem Strickzeug zierlich und freundlich am Fenster saß.

„Ja, das wäre hübscher gewesen“, stimmte sie bei. „Es giebt ja geradezu! Sie werden am Ende gar nicht kommen.“ Diese Ausl'cht schien indessen Alfs Nerven keineswegs zu beruhigen, immer heftiger ging er im Zimmer hin und her.

„Ach doch, die Mädchen sahen aus, als hätten sie große Lust dazu. Guvvor ist jedenfalls ganz ruhig.“ Wenigstens zum zwanzigsten Mal nach dem Besuch der jungen Damen tat Frau Walmberg nun diesen Ausspruch, und sie tat es mit einem gewissen nachdrücklichen Ton, denn sie wußte ja nicht, was sie über die damals so schön gelesene Verlobung denken sollte. Guvvor war wohl ganz allein schuld daran gewesen, etwas andres konnte sie sich wenigstens nicht denken. Eines aber hatte sie Alf aufs bestmögliche verflüchtigt; nämlich, wenn er meinte, Guvvor werde Frau Anner werden, so täuhte er sich vollständig, denn während er Anna sein Aquarium zeigte, habe sie sich auf seine Weile erkundigt, und da habe Guvvor gerade herausgesagt: Frau Anna habe sie offenbar schon zur Gutsbeherren gemacht, aber das sei ein vollkommenes Miverständnis. Sie sei Georg Anner innig zugeban, werde aber nie seine Frau werden.

Diese Mitteilung nahm Alf zuerst sehr spezifisch auf; aber sie schlug doch allmählich Wurzel, je länger Frau Walmberg ihm auf ihre feine Weise beachtete, oder besser gesagt, mit dem Verständnis einer guten Mutter sein frones Gemüt zu helfen versuchte. Er wehrte sich zwar dagegen, wollte die



Wunde nicht untersuchen lassen, aber Frau Malmberg war eigenartig, denn sie merkte, daß der Rannmer, an dem ihr Junge so so lange in seiner Wunde hatte teilnehmen lassen, noch lange nicht geheilt war. Und so brach denn endlich der wilde Haß, und in dem treuen Bänkchen setzte sich alle seine Not und alle seine Qual nieder. Und Frau Malmberg trübte mit seiner verletzenden Liebe und goß Balsam in die brennende Wunde, und allmählich sah Alf wirklich einen Schimmer von Hoffnung vor sich ausbäumen. „Sie müssen natürlich den Umweg über die Brüste nehmen.“ „Sie misen natürlich den Umweg über die Brüste nehmen.“ „Sie misen natürlich den Umweg über die Brüste nehmen.“ „Sie misen natürlich den Umweg über die Brüste nehmen.“

„Ja manchmal.“ erwiderte Alf zerstreut, „und manchmal vertritt man sich dabei vollständig.“ „Ein Kompens ja! da eine seltene Gabe sein.“ „Mutter!“ Sohn redeten die Sprache ihrer eigenen Gedanken, und die Worte klangen merkwürdig feierlich durch das stille Zimmer.

Endlich hielt der Wagen mit den Gästen vor der Tür. Alf stieg hinaus und half den Damen beim Aussteigen. Jetzt hatten er und Guntvor Selbstbeherrschung gelernt; sie hatten sich nun schon ein paar mal in Gesellschaft getroffen, im Pfarrhaus bei des Pfarrers feierlichem Geburtstag und einmal bei einem Herrenmahl auf Grandiden, und unbekannt hatte sich da ein warmes, vertrauensvolles Wort in ihre Unterhaltung hineingeschlichen. Weder meinten zwar, eigentlich dürfte es nicht so sein, aber so oft ihnen so ein einziges armes Wörtchen ein Schläpfe, ergriß sie ein wahrer Glanzjubiläum.

„Jetzt sah Guntvor bei Alf an Alfs rechter Seite und die kleine, hübsche, Endliche Anna an seiner linken. Es herrschte allgemein eine große Stimmung. Alf brachte das Wohl seiner Gäste aus, und Rannmer dankte in herzlichster Weise. „Et, ich bin ordentlich froh, daß ich hier auf dem Schlosse zu Gast bin!“ rief Anna lebhaft aus, nachdem sie mit dem Gastgeber angestrichelt hatte. „Wenn ich der Herr Direktor wäre, würde ich mein Haus ganz regelrecht so kaufen, wie es die Leute schon nennen, denn es ist so auch ein Schloß.“

„Dann müßte es zum wenigsten vorher eingerichtet sein.“ erwiderte Alf lächelnd. „Aber das ist es nicht und wird es vielleicht auch nie.“

„O doch, wenn die Prinzessin kommt!“ flüsterte Guntvor; und während sie diese Worte, die nur Alf hörte, aussprach, wußte alle Farbe aus ihren Wangen. Eine große Angst erfaßte sie, Alf könnte ihre eine grobe, harte und rüchloslos hingeworfene Antwort geben; aber er schien nichts gehört zu haben, jedenfalls ließ er nicht merken, ob er diese Annäherung verstanden hatte, sondern wendete sich schon im nächsten Augenblick mit einer Bemerkung an Anna.

Nach Alf fragte er die Gäste, ob sie Lust hätten, nach Grandiden hinüber zu gehen, und als sie diese Frage bejahten, führte er sie in das Turmzimmer hinauf, das er als eine Art Blumenzimmer mit prächtigen Wappsteinen hatte einrichten lassen.

„Ja, Guntvor, nun ließ mal ordentlich nach Grandiden hinüber.“ sagte Anna, indem sie ihre Freundin aus Fenster zog. „Na, nimmt es sich vielleicht nicht großartig aus? Ja, einen besseren Ort gibt es auf der weiten Welt nicht mehr, und deshalb kann ich auch nicht begreifen, warum du fortziehen und dir einen anderen ausfinden willst.“

Rannmer lagte und strich seinem kleinen Widsfang von Tochter aber das lockige schlafblonde Haar. „Warte nur, bis dir die Fingel ordentlich wachsen, Kind, dann wirst du sie schon auch gebrauchen!“ Fräulein von Hartwig hat nämlich die Widsfang — wie Sie hören, zu Rannmers großem Krieger — uns im Herbst zu verlassen,“ wendete er sich an Alf.

„Ach so, und warum denn?“ „Ich möchte mir gerne einen Wirkungskreis in Stockholm verschaffen.“ sagte Guntvor mislich. „Möglicherweise werde ich mich zur Krankenpflegerin ausbilden. Meine Mutter schreibt, sie hielt es für besser, wenn ich einen solchen Kurs durchmache, als noch länger in Vorrang zu bleiben.“

Die Baronin hatte tatsächlich gelehrt, wenn Rannmer immer noch nicht heimlich zeigte, daß er etwas Andres gemeint habe als einem Fräulein von Hartwig eine Art Stelle als Gesellschafterin oder Bediente anzubieten, so dringte sie jetzt auf Guntvors Rückkehr; es ist jetzt sehr mehrere, Krankenpflegerin zu werden, die Baronin hatte mehrere junge Mädchen aus der vornehmsten Gesellschaft, die diesen Beruf erwählt hätten, und was sie denn tun wollte, wenn sie nicht heiratete, und so weiter.

„Krankenpflegerin!“ Alf schien das Wort nur schwer zu erlesen. „Als sie wieder miteinander zu Frau Malmberg hinuntergehen wollten, ließ er Guntvor und Alf wie auf stillschweigende Vereinbarung ein wenig hinter den andern zurück. Dann machte Alf die Tür zu und trat auf Guntvor zu. „Kommt die Prinzessin?“ fragte er leise. „Sie sah auf; mit geknicktem Kopf stand Alf vor ihr. „Ja, wenn der Drache besigt ist,“ sagte sie innig. „Borher gibt es keinen Platz für sie.“

„Und woher weiß man, ob das geschehen ist? Das Leben hat so viele Facetten. Wann kann man das Sieges gewiß sein?“

„Wenn die Liebe stärker ist als alle miteinander. Alf!“ flüsterte Guntvor und ließ dabei ihre Hände in die seinigen gleiten. „Du hast wohl nie verstanden, warum ich dich damals verteilte?“

„Doch, allmählich hab ich es verstanden; aber da dachte ich, es sei zu spät, denn die Liebe könnte sich verändert haben. Wie konnte ich wissen, ob ich noch etwas für dich war?“ Still und behutsam zog Alf seine Hände aus den ihrigen. „So, du hast also an meiner Liebe gemerkt?“

„Ich habe an allem gemerkt, Guntvor, ausgenommen an der praktischen Bedeutung des Wortes: Wer will, der kann.“

„Und dann hast du das Schloß gebaut?“ „Er nickte. „Alf, ich habe gewohnt, als ich es zum erstenmal sah. Ich dachte, wenn du mich wirklich lieb gehabt hättest, würdest du es nicht haben bauen können, weil ja deine eigene kleine Prinzessin in nicht mehr da war.“

„Ich hab es aus Trost gebaut.“ „Und was hat denn deinen Trost gebrochen und dir die Augen geöffnet?“

„Die Sehnsucht.“ sagte er weich und zog Guntvor innig an sich. Dann fuhr er fort: „Meine eine geliebte kleine Prinzessin, glaube mir, deine und meine Sehnsucht zusammen haben eine Brücke über den Fluß geschlagen. Im Mai vor zwei Jahren, als er am wilden schäumte, hab ich den ersten Stein dazu gelegt. Damals hab ich dich an dem gegenüberliegenden Ufer sitzen sehen, und da hab ich eine Bitte um Vergebung zu dir hinübergeschickt. Sie erreichte dich zwar nicht, aber für mich blieb sie bedeutungsvoll.“

„An jenem Abend.“ sagte Guntvor, „da hab ich auch etwas gestiftet, das dich nicht erreicht hat: Es war ein Vers aus einem Gedicht.“

„Kannst du den heute noch?“ „Meint du, man verzeihe das, was mit der größten Freude und dem größten Schmerz des Lebens innig verbunden ist?“

Alf lehnte sich und zog Guntvor auf seine Arnie, wie er es früher öfters in überwältigender Zärtlichkeit getan hatte; aber jetzt war seine Umarmung bühnenamer und eherbeiziger als je. Er legte ihre Arme um seinen Hals und bat: „Dorf ich jetzt die Strophen hören, die du als Volksheld über den Fluß geschickt hast?“

Sie schmeigte sich nicht an ihn, und ätzend vor Gemütsbewegung konnte sie nur ganz leise flüstern, was sie so oft angstvoll gestammelt hat: „Und dennoch bist mein alles da gewiß. Du mein Geliebter, meines Lebens Beben! In Stille meiner Träume Goldbraut bist — Doch immerdar soll meine Seele wehen Um dich der Sehnsucht tausendmalig Reich.“

Zwei Menschen warteten mit unruhig klopfendem Herzen auf die beiden im Turmzimmer Zurückkehrenden. Rannmer

dagegen war, da der Regen aufgehört hatte, in den Säulenhof gegangen. Sie glaubte natürlich, der Direktor und Guntvor hätten sich gefunden wie in den Romanen. Ach, in den Büchern mochte es ganz interessant sein, wenn sich die Leuten durch zwei die Hände hinunter liebten, aber hier in Wirklichkeit hätten sie, so meinte Rannmer, unstreitig etwas ruhiger fertig werden können.

Georg Rannmer und Frau Malmberg sagten nicht diese Worte zueinander. Sie saßen da, wie wenn sie ein Krankenzimmer zu bewachen hätten, in dem eine gefährliche Kranke gerade jetzt über die große Frage: Leben oder Tod! entschied.

Für Frau Malmberg würde der Bescheid „Leben“ als die allergrößte Freude kommen. Dann würde sich ihr Alter noch leicht und froh gestalten, Entleerungen würden um sie her spielen und frohes Lachen und frische kindliche Neben um sie ertönen. Und vor allem würden Alfs Wunden heilen, viel, viel schneller heilen, als wenn sie, seine alte Mutter, ungehört zugriff. Aber wie lange es dauerte? Sollte Guntvor wieder Schwierigkeiten machen? „Ach Gott, behüte dich uns vor modernen Frauen mit ihrer Seelenstärke!“ betete Frau Malmberg andächtig, „früher war man froh, wenn man einen netten Mann bekam, mit dem sich behaglich leben ließ!“

Georg Rannmers Bild ruhte auf einem schmalen goldenen Streifen weit draußen am Horizont, der einen klaren Sonnenanfang verknüpfte. Und er dachte wehmütig, nun würde wohl der Abendstern, von dem er geträumt hatte, für immer verschwinden, und er werde sich endgültig an dem schönen Sonnenanfang genügen lassen müssen.

Endlich traten Guntvor und Alf Hand in Hand ins Zimmer. Sie gingen zu Frau Malmberg hin, und Alf sagte warm: „Ich danke dir, liebe Mutter, daß du zu mir gekommen bist. Wenn du mich nicht auf den richtigen Weg geschoben hättest, hätte ich die Prinzessin vielleicht nie bekommen — aber hier ist sie nun.“

Georg Rannmer blieb am Fenster stehen; der gelbe Streifen erweiterte sich, er machte der Sonne Raum, die nun in ihrer ganzen Majestät durch die Wolken brach und große goldene Strahlengarden über die dunklen Tannenwälder hinwarf. Es war ein nur kurz dauernder Glanz, eine Abendbeleuchtung über dunklen Tannen; aber es war doch Sonnenchein nach einem langen trüben Tag.

Ende.

„Hausfrauliche“ Patente.

Der deutsche Erfinder ist unangenehm an der Arbeit, die Gegenstände des täglichen Lebens durch sinnige Konstruktionen möglichst leistungsfähig und praktisch herzustellen. Gerade das ist die Aufgabe der Hausfrau, und die Hausfrau ist so recht der Tummelplatz des Erfindergeistes. Was er u. a. in der letzten Zeit auf diesem Gebiete geleistet hat, lehrt die folgende kleine Patentliste, die auch die Fernersehenden interessieren dürfte.

Einen praktischen Schrubbler hat sich z. B. Reinhold Reuthold aus Plauen i. V. patentieren lassen. Der Schrubblerkörper ist drehrbar im Stielhalter und zwecks mehrfacher Verwendung als Prisma ausgebildet. Er ist mit Geschloßteilen aus Holz oder dgl. umwickelt, wobei diese Umwicklung dadurch halt findet, daß das Ende des Seiles in Leder des Schrubblerkörpers gesteckt wird. Auch kann eine oder mehrere Seile mit Borsten besetzt sein. Aus Eisen gefertigt kann er vorteilhaft zum Wischen von Parkettfußböden dienen. Wird er aus Blech gefertigt, dann kann ein Schütz zum Einklemmen des Wischlappens dienen, während eine Federwirkung die Umwicklung gespannt erhält.

Eine praktische Topfzange zum Erhasen von Kochgeschäften ist derselben Nürnberger Metall- und Ladierwarenfabrik patentiert worden. Es ist eine Gabelzange mit federnden Enden, deren abgerundete Enden im Winkel zu einanderstehende Klemmbanden bilden. Diese Formgebung bedingt eine Differentialwirkung, in dem die Federung beim Erhasen der Zange die Klemmbanden an die Topfwandung anlegt und nicht, wie bei den sonst bekannten Zangen, bei denen die Klemmbanden im Winkel zu einander stehen, mit den äußersten Spitzen, durch die der Topf beschädigt wird. Die

Zange dient insbesondere zum Festhalten der heissen Kochgeschäfte beim Umkehren ihres Inhalts, sowie zum Verschleppen und Abhaken der Topfe. Die Zange ist aus Stahl gefertigt und hat die Form eines Hakens, welche nach dem Einbringen des Topfes in die Kochstelle über den Kochbrenner gepaßt werden. Nach dem Patent, das der Nürnberger Metall- und Ladierwarenfabrikator v. m. Gebrüder Ring u. G. in Nürnberg erteilt ist, werden diese Griffzangen zur Befestigung des Deckels auf dem Topfe nutzbar gemacht und zwar durch Vermittlung einer oder mehrerer Zapfen auf dem Topfdeckel. Durch Drücken des Deckels um einen bestimmten Winkel wird der Griffzange mit den Zapfen verriegelt. Der Verschluß des Topfes erfolgt in ähnlicher Weise wie die üblichen Drahtbügelverriegelungen der Pfannen. Der damit verschlossene Topf kann mittels einer Griffzange in die Kochstelle eingehängt oder aus ihr herausgenommen werden, ohne daß der Deckel sich vom Topfe trennt.

Eine Kochzange mit einem neuen, der Topfwandung sich anschmiegenden Futter ist fürlich Herr August Bauschinger in Berlin patentiert worden. Die Kochzange enthält einen Sockel nebst glatter oder gewinnter Tragrinne, auf deren Sockelkopf der Kochtopf bestückt wird. Durch Drehung der Stiele wird der Kochtopf verengt, wobei sich ein Warmeschutzhülse unter Schraubspindeldruck an die Topfwanne anschmiegt.

Fischzucht im Moor.

Ausnutzung, Ausnutzung — so heißt die erste Forderung der Zeit. Es gibt nichts, das im Augenblick nicht ausgenutzt werden könnte. Der Fischmangel der zwanzigsten noch einige Jahre anhalten wird, zwingt uns dazu, der systematischen Fortpflanzung der Fische im Inlande größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Schon während des Krieges hat man viel von unserer fortschreitenden Moorkultur gelesen. Gewiß haben wir neues fruchtbares Land nötig, das uns gutes Getreide gibt. Aber gerade im Moor wird es immer noch genug Stellen geben, die jeder Kolonialist tragen, die wir aber auf ganz andere Art nutzbar machen können. Die neueste Allgemeine Fischereizeltung gibt hierzu folgende beachtenswerte Anregungen:

Die Wasseranrührungen in den Mooren bieten an und für sich keine große Erwerbsquelle. Von Fischen findet man bisweilen die Karussche, die sich allerdings hier leicht zur sogenannten Hungerernte forml. Anders Beobachter empfehlen direkt die Schleimzucht für Moorgebiet. Was das Nebel anbetrifft, daß das Fleisch moorigen Geschnappt annimmt, so läßt sich das beseitigen, indem man die Tiere in frisches Wasser setzt. Al und selbst die Forelle kommen in moorigen Gewässern vor. Die Fortpflanzung und das Wachstum hängt selbstverständlich nur von der ausgiebigen Ernährung ab. In den reinen Wiesemooren ist das Wasser nicht kalkarm, im Gegenteil sehr reich; es enthält also eine Reihe von Organismen, die direkt oder indirekt den Fischen zur Nahrung dienen. Da kommen neben Arterien und Rädertieren Kleinlarven, Insektenlarven und Würmer vor. Ein großes Algenreich ist meist auch festzustellen. Auf künstlichem Wege lassen sich Moospflanzen in die Teiche übertragen, womit die Ernährung von Gefäßfischen ohne weiteres sichergestellt ist. Wie rasch sich ein ganz feines Zerkleinertes mit niedrigen Tieren versehen läßt, beweist folgende Untersuchung im bayerischen Ammermoor: Von Insektenlarven war schon die Eintagsfliege, eine Nahrungsmittel nach wenigen Wochen vertreten; Wasserflöhe und Schnecken schienen sich zwischen Kiesel- und Sandkörnern ganz wohl zu fühlen. Düngung und Zuteilung von frischem Wasser schließlich würden das rasche Wachstum von Fischen gewährleisten.

Die Zufuhr von geeignetem Wasser dürfte sich meist auf nicht zu schwerer Weise ermöglichen lassen. Fast immer wird es in nächster Nähe des Moores einen Bach geben, der von benachbarten Höhen kommt, fallsich ein und eine reiche Tier- und Pflanzenwelt gerade da beherbergt, wo er sich in vielen Schichten durchs Moor oder an dessen Rändern entlang windet. Mit wenig Spatenhaken ist eine dauernde Verbindung der verschiedenen Wasserarten zu erreichen. Damit würde erreicht, daß die Humusflüsse des Torfwassers, die wahrheitsgemäß gewisse Schädigungen des Tier- und Pflanzenwelt im Gefolge haben, vermindert und ausgelugt werden; ferner könnte die reiche Organismenwelt